Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung 2007*

Blick auf den Veranstaltungsort:
Hörsaal-Ruine des Medizinhistorischen Museums des Universitätsklinikums Charite´, Campus Mitte

Humboldtsche Bildung unter den Bedingungen digitaler Netze

Wolfgang Coy

Die Humboldtsche Bildung ist eine revoltionäre Idee

Vom 27.Oktober 1806 bis zum 3. Dezember 1808 wurde Berlin von den Napoleonischen Truppen besetzt. Was in Paris als Revolution begann, wird in einem gigantischen Reformwerk eines weiteren europäischen Kaiserreichs fortgesetzt. Die preussischen Reformer, von denen manche des Jakobinertums verdächtigt waren, suchen nach eigenen Wegen. Auf die Abschaffung der Leibeigenschaft und der Einführung der Gewerbefreiheit folgt die Humboldtsche Bildungsreform und 1810 die Gründung einer Reform-Universität in Berlin.

Der aufklärerische Impetus war den Revolutionären in Frankreich und in Preussen gemeinsam – ihre Hoffnung auf „das aufgeklärte Subjekt“ gleichfalls. Diese weitgehend gewaltfreie Variante der Aufklärung geisterte seit Kant und Fichte in den Köpfen – und deutsche Revolutionen finden eben nur in den Köpfen statt, wie ein spöttischer Berliner Student später anmerken wird.

Das Subjekt (in Klammern: männlich, Offizier oder Offiziersanwärter) soll nämlich beides erreichen – den Ausgang aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit ebenso wie den Erhalt des monarchistischen Staatswesens. Das war bei Kant so, es wird bei Hegel so sein und es gilt für den Leiter der Sektion für Kultur und Unterricht im preußischen Innenministerium, Wilhelm v. Humboldt, der sein Referendariat am Berliner Kammergericht 1790 vorzeitig zum „Selbststudium“ auf dem Gut der Schwiegereltern in Thüringen verlassen hatte.

In seiner 1801 angenommenen Position im Innenministerium konzipiert Humboldt seine aufklärerische Vorstellung des zum selbständigen Denken erzogenen loyalen Bürgers. Erziehen, Lernen und Bildung sollte nicht mehr dem Zufall, den Rekrutierungsnöten der

* Alle nachfolgend abgedruckten Reden und Vorträge wurden auf der Jahrestagung der Wilhelm v. Humboldt-Stiftung am 22.6.2007 gehalten.

Sexuologie 14 (3–4) 2007 124 – 139 / Elsevier-Urban & Fischer
http://www.elsevier.de/sexuologie

höheren Stände oder den zufälligen planerischen Interessen der Verwaltung überlassen werden, die Schule und Hochschule als Platzanweiser für die aktuelle Gesellschaftsordnung und deren beruflichen Bedarf verstand. Aus den Verwaltungszwängen des am Boden liegenden preußischen Staates schloss Humboldt, dass bloße Sozialisation, bloße formelle Subsumption keine Garantie für den Fortbestand des staatlichen Gewaltmonopols versprach.

Gegen den im Nachbarland erfahrenen *Terreur* des Pöbels und der Straße sollte eine stabile politische Ordnung in gesetzten Schranken Freiheit und Partizipation schaffen. Um die Loyalität des Volkes in eine legitime Herrschaft zu transformieren, sollten Erziehung, Lernen und Bildung die Grundlagen für eine aufgeklärte Monarchie schaffen.

Die formelle Unterdrückung durch Gesetze, Polizei und Militär sollte in eine verinnerlichte, selbstgeleitete Einsicht in die Ordnung der Dinge umgebaut werden. Das Mittel der Wahl war eine Anleitung zur selbstbestimmten Bildung, zur freiwilligen, reellen Subsumption der Staatsbürger. Hegel wird das später „Einsicht in die Notwendigkeit" nennen – ein Ausdruck dessen Interpretationen bis heute offen sind.

Die Humboldtsche Bildung schließt vor allem an zwei Denkfiguren der deutschen Aufklärung an, nämlich Kants Begriff der Urteilsfähigkeit, die bekanntlich unabdingbar an Erfahrung geknüpft ist und etwas mit Verantwortung zu tun hat. Und sie knüpft an Fichtes Idee der Selbstbetätigung an, die äußere Zwänge grundsätzlich ausschließt. *„Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Natur ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen"*, schrieb der künftige Rektor der Berliner Universität.

Als „Mensch" wird hier freilich *nicht* ein Individuum gesehen, das sich selbsterfahren und selbstverwirklichen möcht', sondern ein Individuum, das seinen Zweck in nichts geringerem als der „Vervollkommnung der menschlichen Gattung" sehen soll – z.B. als preußischer Staatsbeamter. Diesen abstrakten Impetus findet man auch beim verehrten Goethe, z.B. in den den *Maximen und Reflexionen*: *„Nur alle Menschen machen die Menschheit aus, nur alle Kräfte zusammengenommen die Welt."*

Als Konzept ist die Humboldtsche Bildungsidee immer Utopie gewesen und geblieben. Sie hat die Verheißung des sozialen Aufstiegs oder des Klassenerhalts mit sich geführt. Für die Kleinbürger und Arbeiter war sie ein Projekt, bei dem es die Kinder einmal besser haben könnten. Bildung ist vielleicht die einzige Perspektive, die weltweit akzeptiert wird. Das macht die wahre Größe der Humboldtschen Idee von Bildung aus.

Was durch Bildung erreicht werden kann, bleibt freilich im Dunkeln, nämlich in den Köpfen der Gebildeten. Sie ist, wie wohl alle Utopien, eben nur in der Perspektive denkbar.

Humboldtsche Bildung braucht exemplarische Bildung

Bei allen höchst abstrakten Zielen ist Bildung weder im Überfliegen noch durch einen „Fast Track" erreichbar. Bildung bedarf nämlich wie die Urteilskraft der konkreten Referenz. So heißt es in Humboldts Fragment zur „Theorie der Bildung des Menschen":

„Der Mathematiker, der Naturforscher, der Künstler, ja oft selbst der Philosoph beginnen nicht nur jetzt gewöhnlich ihr Geschäft, ohne seine eigentliche Natur zu kennen und es in seiner Vollständigkeit zu übersehen, sondern auch nur wenige erheben sich selbst späterhin zu diesem höheren Standpunkt und dieser allgemeineren Übersicht. In einer noch schlimmeren Lage aber befindet sich derjenige, welcher, ohne ein einzelnes jener Fächer ausschliessend zu wählen, nur aus allen für seine Ausbildung Vortheil ziehen will. In der Verlegenheit der Wahl unter mehreren, und aus Mangel an Fertigkeit, irgend eins, aus den engeren Schranken desselben heraus, zu seinem eignen allgemeineren Endzweck zu benutzen gelangt er nothwendig früher oder später dahin, sich allein dem Zufall zu überlassen und was er etwa ergreift, nur zu untergeordneten Absichten, oder bloss als ein zeitverkürzendes Spielwerk zu gebrauchen. Hierin liegt einer der vorzüglichsten Gründe der häufigen und nicht ungerechten Klagen, dass das Wissen unnütz und die Bearbeitung des Geistes unfruchtbar bleibt, dass zwar Vieles um uns her zu Stande gebracht, aber nur wenig in uns verbessert wird, und dass man über der höheren, und nur für Wenige tauglichen wissenschaftlichen Ausbildung des Kopfes die allgemeiner und unmittelbarer nützliche der Gesinnungen vernachlässigt."

Ein wichtiger Hinweis: Das Studium Generale allein bildet so wenig wir eine rein disziplinäre Ausbildung! Und weiter heißt es:

„Im Mittelpunkt aller besonderen Arten der Thätigkeit [...] steht der Mensch, der ohne alle, auf irgend etwas Einzelnes gerichtete Absicht, nur die Kräfte seiner Natur stärken und erhöhen, seinem Wesen Werth und Dauer verschaffen will. Da jedoch die blosse Kraft ei-

nen Gegenstand braucht, an dem sie sich üben, und die blosse Form, der reine Gedanke, einen Stoff, in dem sie, sich darin ausprägend, fortdauern könne, so bedarf auch der Mensch einer Welt ausser sich.

Daher entspringt sein Streben, den Kreis seiner Erkenntnis und seiner Wirksamkeit zu erweitern, und ohne dass er sich selbst deutlich dessen bewusst ist, liegt es ihm nicht eigentlich an dem, was er von jener erwirbt, oder vermöge dieser ausser sich hervorbringt, sondern nur an seiner inneren Verbesserung und Veredlung, oder wenigstens an der Befriedigung der inneren Unruhe, die ihn verzehrt.

Rein und in seiner Endabsicht betrachtet, ist sein Denken immer nur ein Versuch seines Geistes, vor sich selbst verständlich, sein Handeln ein Versuch seines Willens, in sich frei und unabhängig zu werden, seine ganze äußere Geschäftigkeit überhaupt aber nur ein Streben, nicht in sich müßig zu bleiben. Bloß weil beides, sein Denken und sein Handeln nicht anders, als nur vermöge eines Dritten, nur vermöge des Vorstellens und des Bearbeitens von etwas möglich ist, dessen eigentlich unterscheidendes Merkmal es ist, NichtMensch, d.i. Welt zu sein, sucht er, soviel Welt, als möglich zu ergreifen, und so eng, als er nur kann, mit sich zu verbinden."

Humboldts Bildungsbegriff ist historisch, an der Antike und an Preussens aktuellester Entwicklung orientiert – und zugleich ahistorisch am „Wesen des Menschen" ausgerichtet.

Die letzte Aufgabe unsres Daseins: dem Begriff der Menschheit in unsrer Person, sowohl während der Zeit unsres Lebens, als auch noch über dasselbe hinaus, durch die Spuren des lebendigen Wirkens, die wir zurücklassen, einen so großen Inhalt, als möglich, zu verschaffen, diese Aufgabe löst sich allein durch die Verknüpfung unsres Ichs mit der Welt zu der allgemeinsten, regesten und freiesten Wechselwirkung. Dies allein ist nun auch der eigentliche Maßstab zur Beurteilung der Bearbeitung jedes Zweiges menschlicher Erkenntnis. Denn nur diejenige Bahn kann in jedem die richtige sein, auf welcher das Auge ein unverrücktes Fortschreiten bis zu diesem letzten Ziele zu verfolgen im Stande ist, und hier allein darf das Geheimnis gesucht werden, das, was sonst ewig tot und unnütz bleibt, zu beleben und zu befruchten.

Die Verknüpfung unsres Ichs mit der Welt scheint vielleicht auf den ersten Anblick nicht nur ein unverständlicher Ausdruck, sondern auch ein überspannter Gedanke. Bei genauerer Untersuchung aber wird wenigstens der letztere Verdacht verschwinden, und es wird sich zeigen, dass, wenn man einmal das wahre Streben des menschlichen Geistes (das, worin ebenso wohl sein höchster Schwung, als sein ohnmächtigster Versuch enthalten ist) aufsucht, man unmöglich bei etwas Geringerem stehen bleiben kann.

Humboldts Bildungsidee bleibt nicht beim Individuum, sie ist eine globale Staatsvorstellung – „*Die Verknüpfung unsres Ichs mit der Welt*."

„Was verlangt man von einer Nation, einem Zeitalter, von dem ganzen Menschengeschlecht, wenn man ihm seine Achtung und seine Bewunderung schenken soll? Man verlangt, dass Bildung, Weisheit und Tugend so mächtig und allgemein verbreitet, als möglich, unter ihm herrschen, dass es seinen innern Wert so hoch steigern, dass der Begriff der Menschheit, wenn man ihn von ihm, als dem einzigen Beispiel, abziehen müsste, einen großen und würdigen Gehalt gewönne. Man begnügt sich nicht einmal damit. Man fordert auch, dass der Mensch den Verfassungen, die er bildet, selbst der leblosen Natur, die ihn umgibt, das Gepräge seines Wertes sichtbar aufdrücke, ja dass er seine Tugend und seine Kraft (so mächtig und so allwaltend sollen sie sein ganzes Wesen durchstrahlen) noch der Nachkommenschaft einhauche, die er erzeugt. Denn nur so ist eine Fortdauer der einmal erworbenen Vorzüge möglich, und ohne diese, ohne den beruhigenden Gedanken einer gewissen Folge in der Veredlung und Bildung, wäre das Dasein des Menschen vergänglicher, als das Dasein der Pflanze, die, wenn sie hinwelkt, wenigstens gewiss ist, den Keim eines ihr gleichen Geschöpfs zu hinterlassen.

Beschränken sich indes auch alles diese Forderungen nur auf das innere Wesen des Menschen, so dringt doch seine Natur beständig von sich aus zu den Gegenständen außer ihm überzugehen, und hier kommt es nun darauf an, dass er in dieser Entfremdung nicht sich verliere, sondern vielmehr von allem, was er außer sich vornimmt, immer das erhellende Licht und die wohltätige Wärme in sein Innres zurückstrahle."

Bildung muss sich auf der Höhe ihrer Zeit halten – und sie bleibt ein Kind ihrer Zeit

Wenn wir uns *nicht* damit trösten wollen, die wahre Bildung sei Herzensbildung, also als typische Frauensache keinem Zwang, ja zu Humboldts Zeit nicht mal der Möglichkeit universitärer Ausbildung übergeben, so müssen wir hinnehmen, dass Bildung ohne Computer und Internet nicht mehr zeitgemäß ist, so wie sie nach 1500 ohne gedruckte Bücher nicht mehr vorstellbar war, denn selbst Humboldt las die antiken Klassiker meist in gedruckten Ausgaben.

Wie eignen wir uns heute exemplarisch die Bildungsinhalte an? Buch und Bibliothek treten offensichtlich in die zweite Reihe. „*Die Verknüpfung unsres Ichs mit der Welt*“ klingt wie die Humboldtsche Prophezeiung des Internets. Kann die exemplarische Aneignung der Welt im Ich mit *Wikipedia & Google, e-Mail & Webblogs* überhaupt stattfinden?

Freilich kann sie das, aber das hat seinen Preis und fordert selbsttätige Leistung. Zwar will die Humboldtsche Bildung an einem Gegenstand exemplarisch vertieft das kritische Denken üben und herausbilden; es ist in der Humboldtschen Universität aber unakzeptabel, das Denken an einem einzigen Buch und sei es auch (oder gar?) ein Lexikon zu üben. Das ändert sich nicht durch die kollektive Schreibübung an der Wikipedia – und schon gar nicht durch *Hausarbeiten.de* und ähnliche Webangebote.

Fraglos ist Suche nach digitalisierter Information – vom Text bist zum Bibliothekskatalog, mit *Google* und ähnlichen Programmen deutlich einfacher geworden. *Finden ist freilich leicht*. Das Rechte erkennen dagegen schwer. Urteilskraft ist Google nicht gegeben, auch nicht durch bibliometrisches Vermessen.

Die Humboldtsche Universitätsreform hat neben die Vorlesung das aus Halle und Göttingen übernommene Seminar gestellt. Auch dieses bleibt sinnlos, wenn allein der Vortragende sich unterhält. Was zählt, ist die lebendige Kommunikation und das eigene abgewogene Urteil. Seine Herausbildung ist der Kern aller Bildung. Wie weit vernetzte Kommunikation dies nachbildet, ergänzt oder ersetzt, hängt von den Fähigkeiten der Beteiligten ab. Selbstverständlich ist so ein Transfer zum e-Learning, sei es selbstbetätigt oder in einer Community, nicht.

Im schlechten Falle führen die vernetzten Möglichkeiten zu einer Abkürzung selbsttätigen Denkens, dem *Google-Copy-Paste-Syndrom*. Die ersten sieben Belegstellen aus einer Google-Suche werden angeordnet, sprachlich angepasst und geglättet – fertig ist ein neuer Text und ein neuer Autor wurde geboren. Ein Weg zur Bildung ist diese Abkürzung nicht, aber vielleicht ein Bypass zum Examen (das man freilich auch schon mit Ghostwritern, als Ergebnis gezielten Sponsorings oder gar als Totalfälschung erwerben kann).

Ich will aber nicht bei diesen sehr trüben Aussichten verharren. Es hat schließlich schon immer ärgerliche und schlechte Texte gegeben. Humboldt hat dies 1797 in der kleinen Schrift „Über den Geist der Menschheit“ beobachtet:

„Daher kann man alle Bücher und Kunstwerke in lebendige und tothe abtheilen; nur jene können bilden, diese allein belehren.“ – Oder ärgern, möcht ich hinzu setzen.

Die Differenz zwischen lebendigen und toten Abteilungen im Netz lässt sich leicht an lebendigen Diskussionsgruppen und den überwiegend toten, selbstbesoffenen Blogs verfolgen – es gibt freilich auch tote Diskussionsgruppen und lebendige Blogs.[1]

Doch der moderne Weg der Lehrmaterialien, aber leider auch mancher Lerntheorien scheint dem Pfad der toten Bücher zu zu folgen. Der irreführende Begriff der „*Wissensgesellschaft*“, dessen frühe Äquivalenz bei Daniel Bell 1973 noch viel passender „*post-industrielle Gesellschaft*“ heißt, deutet, eng verbunden mit den ökonomischen Fantasien Geistigen Eigentums an, es gäbe eine Warenform des Wissens. Im Beipack solchen medialen Denkens kann man Wissen kaufen und verkaufen, es veraltet zügig, so dass es ständig, nämlich „lebenslang“ ersetzt werden muss. Und solches Wissen kann zwischen Personen transferiert werden wie Päckchen oder wie Geld.

Für Humboldtsche Bildung bleibt da nichts übrig. Bildung veraltet nicht, auch wenn ihre Träger unmodern werden – Wissen schon. Deshalb kann man Bildung anderes als Wissen höchstens einmal erwerben – kein gutes Geschäft für die Händler.

Als Ware hat Wissen nichts mit Selbstbestimmung zu tun, nichts mit Urteilskraft, und nichts mit der Fähigkeit, verantwortlich zu werten und zu handeln. Lernen und Wissen als Ware instrumentalisiert den Menschen, statt ihn in seiner Selbsttätigkeit zu fördern, ihm zu helfen, eine mündige Persönlichkeit zu werden. Wissenschaft und Lehre, die solche Ziele verfolgen, verkommen zu „Dienstleistern“, ihre Studenten zu „Kunden.“ Primäres Ziel solcher Forschung ist nicht mehr Wahrheitsfindung, sondern das Aufspüren verwertbarer Ressourcen. Eine so verkürzte Lehre und ihr Studium produzieren bestenfalls künftige Chefs, die in einem begrenzten Gebiet etwas schnell einordnen und anordnen können – den Rest sollen dann Kurse in *social skills* besorgen

Vielleicht klingt mein Beschreibung aktueller Tendenzen etwas überzogen. Ich ließe mich gerne als Pessimisten einordnen, gäbe es nicht die Bologna-Reform der EU, die uns neben manch nützlichem Anlass zum Überdenken erstarrter Postionen, ab er auch eine straffe Anleitung zur Modularisierung der Lehre vorschreibt. Vielleicht ist es noch zu früh, um über diese bis 2010 zu vollziehende Transformation des Studiums zum Zwecke der besseren internationalen Austauschbarkeit und Vergleichbarkeit zu urteilen. Ich fürchte

---

1 Ebenso soll es e-Mails geben, die als Kunstwerke schön geschriebenen Briefen entsprechen – ich krieg freilich die anderen. Aber vielleicht werden e-Mails nicht geschrieben; es wird nur das Telefonieren stenographiert. Damit kann ich leben, aber wo bleiben die Briefe?

aber, mein Pessimismus wird sich als Realismus erweisen. und es ist angesichts der Vollzugsmeldungen bei mehr als der Hälfte aller Fächer schon zu spät für ein Einhalten oder gar eine Umkehr.

Als Ingenieur sind mir gut organisierte Studien- und Prüfungsordnungen vertraut. Bildung braucht aber Freiräume – und diese sehe ich rapide schwinden. Der Zwang zur langfristigen Unterrichtsplanung treibt einen Keil ins Spannunsgsfeld von Lehre und Forschung. In meinem Fach ist jedenfalls die Einheit von Lehre und Forschung mehr denn je gefährdet und die Tendenzen zur Verschulung werden unübersehbar. Die Vorstellung eines dreiteiligen Studiums bestehend aus Bachelor, Master und Promotionsstudium bilden meine Erfahrung eines selbsttätigen Studiums nicht ab. Universitäre Lehre lebt im Kern davon, dass die Studierenden spüren, das der Lehrende über etwas vorträgt, das aktuell er aus erster und nicht aus zweiter oder dritter Hand kennt. Wenn Universität nur eine Fortsetzung einer Schule an einem anderen Ort ist, dann droht die Uni ihre Berechtigung als Ort höchster Bildung zu verlieren.

Vielleicht aber hat die Idee der Bildung ein verdecktes Ziel erreicht, das auch schon 1810 von höchster Dringlichkeit war – nämlich moderne und modernisierbare Ausbildung. Jetzt wo die Forderung nach „Bildung für Alle“ einlösbar scheint, wird das Bildungssystem so modernisiert, dass dieser Weg zu einer gerechteren Gesellschaft mit kritischer und selbstbewusster Teilhabe mittels Hartz IV, Studiengebühren oder Bologna-Prozessen weiter in die Ferne gerückt wird.

Wenn die Universitäten den Bologna-Prozeß verlieren – und ich halte das aus unterschiedlichen Gründen für eine reale Gefahr – dann wird das Jahr 2010 ein Jahr der einschneidensten Universitätsreform seit der Gründung der Berliner Alma mater vor 200 Jahren.

Es wird das Jahr der Abschaffung der Humboldtschen Bildung an der Universität.

Laudatio anlässlich der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung an Prof. Henner Völkel

Klaus M. Beier

Meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr verehrter Herr Prof. Völkel, sehr verehrter Herr Prof. Müller-Vollmer, liebe Freunde und Angehörige

Vor 240 Jahren wurde Wilhelm von Humboldt geboren und er hat uns wie sein 2 Jahre jüngerer Bruder Alexander ein bedeutendes Werk hinterlassen, welches aber nur höchst unvollständig im kollektiven Gedächtnis verhaftet blieb.

Der Grund dafür könnte folgender sein: Da wo der jüngere Bruder Alexander die äußere Natur des Menschen beschrieb und katalogisierte, bemühte sich Wilhelm von Humboldt um Einsichten in die innere Natur – sicher insofern komplizierter, als man die Forschungsergebnisse weitaus schwerer vermitteln kann.

Alexander konnte Pflanzen und Gesteine vorführen, Zeichnungen von Bergen und Flussläufen im Amazonas, das geht mit dem inneren Kosmos nur begrenzt.

Dieses innere Erleben ist aber gleichwohl von größter Bedeutung für das menschliche Dasein und in den wichtigsten Kategorien durch Wilhelm von Humboldt abgesteckt worden.

Was wir seinen Forschungsergebnissen verdanken, ist unter anderem die Einsicht, dass sich dieses Innenleben nicht abkoppeln lässt von der Geschlechtlichkeit, also der individuellen geschlechtlichen Verfasstheit als basalem Ausgangspunkt von Sinnlichkeit, weshalb er dessen wissenschaftliche Durchdringung als Ausgangspunkt für ein Verständnis vom Menschen überhaupt ansah – für eine umfassende Anthropologie, die sich folglich daran messen lassen muss, ob sie diesem Aspekt gerecht zu werden vermag.

Die Wilhelm von Humboldt-Stiftung engagiert sich dafür, dieses Vermächtnis bewahren zu helfen und möchte mit dem jährlich verliehenen Stiftungspreis Persönlichkeiten ehren, die diesem Aspekt die notwendige Beachtung geschenkt haben.

Meine Damen und Herren, ich habe jetzt die Ehre im Namen des Kuratoriums Ihnen den ersten Preisträger vorzustellen.

Professor Henner Völkel wurde am 23. Juli 1916 als jüngstes von sechs Kindern in Duisburg geboren. Nach dem Abitur studierte er in Köln, Berlin, Düsseldorf und Bonn Medizin und legte 1940 – noch nicht 24jährig – in Bonn das medizinische Staatsexamen ab.

Im gleichen Jahr wurde er Soldat und kam zur Sanitätstruppe. Vom Beginn des Russlandfeldzuges an war er als Truppenarzt eingesetzt und geriet 1943 in Stalingrad in Gefangenschaft. Seine rasch erworbenen

Russischkenntnisse trugen entscheidend dazu bei, die schwierigen Bedingungen der Gefangenschaft zu überleben Hier zeigt sich schon die Offenheit für das andere, für das Fremde und dabei eben auch für fremde Sprachen.

Nach seiner Rückkehr 1948 arbeitete er zunächst in der Chirurgie, später in der Abteilung für psychische und Nervenkrankheiten in Düsseldorf als Assistent von Gustav Störring, mit dem er 1954 nach Kiel wechselte.

Vor genau 51 Jahren – nämlich im Sommersemester 1956 hielt er dort erstmals eine Vorlesung über psychoanalytisch orientierte Psychotherapie – die über die nächsten 30 Jahre ein „Publikumsmagnet" war. Zur „Völkel-Vorlesung" musste man früh kommen um wenigstens einen Stehplatz zu ergattern.

Schon bald wurden Ausweiskontrollen durchgeführt um nicht-Immatrikulierte zu identifizieren, um zumindestens den eingeschriebenen Studierenden nicht die Plätze wegzunehmen.

Was passierte hier? Hier sprach jemand über das menschliche Seelenleben, der nicht nur aus reichhaltiger klinischer Erfahrung schöpfen konnte, sondern ein Anliegen hatte: Er wollte Studierende aufschließen für ein ganzheitliches Denken in der Befassung mit gesunden und kranken Menschen und dabei keinem Thema ausweichen, sofern dessen Nichtbeachtung zu einem unvollständigen und damit nicht ausreichenden Informationsstand für ärztliches Handeln geführt hätte.

Das war aus seiner Sicht dann der Fall, wenn Sexualität und Partnerschaft als zentrale menschliche Daseinsaspekte unter den Tisch zu fallen drohten, zumal sie vielfach einen entscheidenden Schlüssel zum Verständnis der Störungsbilder lieferten.

Als ich selber 1988 als junger Assistent nach Kiel kam, machte ich sehr schnell seine Bekanntschaft weil ich mich für Psychoanalyse interessierte und hier einen exzellenten Fachvertreter antraf, der auf brillante Weise plausible Arbeits-Konzepte zu vermitteln vermochte, dabei aber noch einen entscheidenden Vorzug hatte: Er war undogmatisch, offen für Neues und ermutigte die Jüngeren, auch ungewöhnliche Hypothesen zu prüfen.

Er hat eine Haltung verkörpert: Sich dem Anderen aufzuschließen, das Fremde, noch nicht Gedachte, in sich aufzunehmen und in den Dialog zu treten. Zu allen Themen. Wenn Sie Befangenheit auslösten und tabuiert waren, musste das Tabu untersucht werden, nicht das Thema vermieden.

Was keiner machte, ging Prof. Völkel an – und zwar lange bevor diese Themen dann modern wurden. Er befasste sich mit Geschlechtsrollensozialisation und mit Geschlechtsidentitätsstörungen – seine ersten Publikationen stammen hierzu aus den 60iger Jahren. „Geschlechtsbewusstsein, Geschlechtsrolle und sexuelle Orientierung" lautet der Titel eines Aufsatzes aus dem Jahre 1963 in dem er aufweist, dass dies offenbar voneinander unabhängige Kategorien sind und es ist schon bemerkenswert, dass uns diese Gedanken dann – verpackt in Anglizismen aus dem angloamerikanischen Sprachraum 20 Jahre später mit ziemlicher Wucht erreichen. Jetzt ist vom Unterschied zwischen „gender" und „sex" die Rede.

Prof. Völkels Blick galt dabei immer der Beachtung der psychischen und biologischen Einflussfaktoren und dem Wissen um ihre wechselseitigen Verflechtungen.

Sein Wissen zu diesen Fragen gelangte in die Psychotherapie-Ausbildung von Generationen nachwachsender Kollegen/innen. Parallel baute er in Kiel die Psychosomatische Klinik auf. 1981 erhielt er die Ernst-von-Bergmann-Plakette der Bundesärztekammer für Verdienste in der ärztlichen Fort- und Weiterbildung.

Ab Mitte der 70iger Jahre war er kontinuierlich in der sexualmedizinischen Fortbildung tätig, seine Seminare dort waren legendär und immer sofort ausgebucht.

Wie kaum ein anderer hat er in seiner Arbeit Geschlechtlichkeit, Sexualität und Partnerschaft als elementaren Bestandteilen der menschlichen Natur Beachtung geschenkt und so ganz im Sinne Wilhelm von Humboldts gewirkt.

Sexualität im medizinischen Dialog

Henner Völkel

Wenn man sich mit dem Lebensweg Wilhelm von Humboldts beschäftigt, dann stößt man auch auf die ungnädige und unsachliche Abwertung seiner frühen mutigen Arbeiten zur Geschlechtlichtkeit durch den großen Immanuel Kant. Und Kants überragende Autorität mag dazu beigetragen haben, dass in der Folgezeit der medizinische Dialog über Sexualität so lange – bis in die jüngste Vergangenheit – gehemmt und blockiert gewesen ist. Als Arzt der alten Generation habe ich das noch eindrucksvoll erlebt. Als ich vor 68 Jahren hier in Berlin studierte, erlebte ich auch den berühmten Gynäkologen Walter Stöckel. In seinen Vorlesungen spürte man, dass es ihm offensichtlich höchst peinlich war, über Sexualität zu sprechen. Und wenn es sich

Henner Völkel während seiner Rede am 22. Juni 2007 in Berlin

gar nicht vermeiden ließ, zu diesem Thema etwas zu sagen, dann bediente er sich der lateinischen Sprache. Dabei kam es zu kuriosen lateinisch-deutschen Satzgebilden, die ich aus der Erinnerung heraus nur ganz vage und spekulativ rekonstruieren kann. Ich erinnere mich aber, dass die Rede war von „post imissionem penis in vaginam der Frau", von „unzureichenden frictiones", von „difficultas satisfactionis feminae" u.ä. Stöckel lag damit ganz in der Linie der medizinischen Tradition, die sich ja seit je schwer tat, wenn es um den Dialog über Sexualität ging. Der berühmte Psychiater Krafft-Ebing, der um die vorige Jahrhundertwende weit über den deutschen Sprachraum hinaus als Pionier der Sexualforschung großes Ansehen hatte, schrieb im Vorwort seiner „Psychopathia sexualis", er habe sich veranlasst gesehen, einen Titel zu wählen, der nur dem Gelehrten verständlich sei. Außerdem habe er es für geboten gehalten, besonders anstößige Stellen statt in deutscher in lateinischer Sprache zu geben. Nun, die Wertung „anstößig" wurde damals auf Bereiche ausgedehnt, an denen heute kaum jemand noch Anstoß nehmen würde.

Bis in die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts hatte die Sexualität im medizinischen Dialog einen Stellenwert, der höchst bescheiden war, ja geradezu kümmerlich. Und nicht nur das: die Sexualwissenschaft wurde von führenden Leuten unseres Fachs leidenschaftlich bekämpft, ein ernsthafter Dialog über Sexualität strikt abgelehnt. Als Sigmund Freud um die vorige Jahrhundertwende die große Bedeutung der Sexualität herausstellte, sowohl in der normalen und gestörten Persönlichkeitsentwicklung, als auch im ganzen kulturellen Leben, da waren es besonders die Vertreter der offiziellen Medizin, die leidenschaftlich protestierten. Die Sexualtheorie der Psychoanalyse habe nichts, aber auch gar nichts zu tun mit seriöser Wissenschaft. Damit war sie natürlich auch kein Thema für einen medizinischen Dialog. Der Psychiater Konrad Rieger, Ordinarius in Würzburg, sagte 1904 auf einem Kongress, es sei geradezu absurd, was die Psychoanalytiker da an den Haaren herbeizögen, und fügte unter dem beifälligen Gelächter der Anwesenden hinzu: „Ich möchte sagen, an den Schamhaaren". Und Wilhelm Weygandt, Ordinarius in Hamburg, wies 1912 empört das Ansinnen einiger Kollegen zurück, auf einem Kongress, den er organisierte, die Psychoanalyse zu behandeln. Kurz und bündig sagte er dazu, die Psychoanalyse sei keine Sache für die Wissenschaft, sondern für die Polizei. Im Jahre 1932 veröffentliche der bedeutende Psychiater Oswald Bumke, damals bekannt als „Handbuchkönig", sein Buch „Die Psychoanalyse und ihre Kinder", in dem Freuds Sexualtheorie in Grund und Boden verdammt wurde. Vor allem empörte ihn, dass die Sexualität auch unbewusst unser Erleben und Verhalten beeinflussen solle. Wörtlich schrieb er: „Was ist das Unbewusste bei Freud? Ein Heinzelmännchen, das im Verborgenen schafft, [...] das eigentliche Ich, das denkt, fühlt, begehrt, [...] das vor allem aber immer geil ist". Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit bei diesen im übrigen ja hochverdienten Wissenschaftlern unbewältigte und unbewusste Hintergründe der eigenen Sexualität ihr Denken, Urteilen und Verurteilen bestimmt haben. Als Kinder ihrer Zeit waren sie aufgewachsen in einer Welt starrer Tabus, verlogener Moralvorschriften und unsinniger Vorurteile, die bei vielen Menschen der älteren Generation zu Deformierungen der sexuellen Entwicklung geführt haben.

Ja, für einen ernsthaften medizinischen Dialog fehlten lange Zeit alle Voraussetzungen. Und diese „lange Zeit" erstreckte sich bis in die letzten Jahrzehnte. Noch im Jahre 1952 schrieb der angesehene Psychiater H.-W. Gruhle, Ordinarius in Bonn, in dem von ihm herausgegebenen Lehrbuch der Psychiatrie wörtlich: „Es ist zu bedenken, dass die ganze Sexualsphäre in der Persönlichkeit des Menschen eine Art Fremdkörper ist. Sie hat zu den übrigen Seiten des Seelenlebens keine bindenden Bezüge". Das sagte ein Mediziner (den ich noch persönlich erlebt habe), der sich um die psychiatrische Forschung hoch verdient gemacht hat!

Das gerade Gegenteil hatte 160 Jahre früher Wilhelm v. Humboldt ausgesprochen: für ihn ist die Geschlechtlichkeit des Menschen kein Fremdkörper, sondern ein integraler Bestandteil seiner Persönlichkeit, der weitgehend sein inneres Erleben und sein Verhalten bestimmt. Dabei bewegte er sich keineswegs körper-

fern allein in geisteswissenschaftlichen Höhen, nein, für ihn war die „Einheit von physischer und geistiger Natur“ (das Thema der heutigen Gesprächsrunde) eine Selbstverständlichkeit. Dazu können wir heute, mehr als zwei Jahrhunderte später, nur sagen: „Wie modern“! Wilhelm v. Humboldt hatte auch klar erkannt, dass sich die rationalen und irrationalen Anteile in der Geschlechtlichkeit nicht trennen lassen; heute würden wir die irrationalen Anteile wohl weitgehend dem Unbewussten zuordnen. Humboldts Überzeugung, dass letztlich der Ursprung des Geistes in der Geschlechtlichkeit liege, ist erst mehr als hundert Jahre später mit Freuds Konzept der Sublimierung zum Thema des medizinischen Dialogs geworden.

„Sexualität als Fremdköper“ – das kann doch kein Thema für einen ernsthaften medizinischen Dialog sein! Machen wir uns nichts vor: Unausgesprochen und zum Teil wohl auch unbewusst beeinflusst oder bestimmt diese Grundeinstellung sogar heute noch das Denken und Handeln vieler Mediziner und Nichtmediziner in verantwortlichen Positionen – Menschen, die nicht zuletzt auch über die Einrichtung sexualwissenschaftlicher Institutionen und Lehrstühle zu entscheiden haben. Ein Lehrstuhl für Sexualwissenschaft, für solch ein „Orchideenfach“? Total überflüssig, überflüssig wie ein Kropf! Das war und ist der Standpunkt nicht nur von manchen Politikern, sondern leider, leider auch von Wissenschaftlern, für die Sexualität nach wie vor kein Thema für einen seriösen medizinischen Dialog ist. Wissenschaftler, die in ihrem Menschenbild 200 Jahre zurückliegen hinter den Erkenntnissen des großen Wilhelm von Humboldt.

Für Menschen der jüngeren Generation ist heute kaum mehr vorstellbar, wie eng und rigide die Wertung der Sexualität noch vor wenigen Jahrzehnten war. Noch 1954 stellte der Bundesgerichtshof als höchste Gesetzesautorität fest: „Jede Form von Sexualität außer der Ehe ist Unzucht“. In Bayern gab es bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts Prozesse gegen Eltern, die geduldet hatten, dass der Verlobte ihrer Tochter mit seiner Braut im Elternhause übernachtet hatte. Anklage wegen Kuppelei! Der Abgrund zwischen gelebter und offizieller Moral wurde immer größer, die Verlogenheit immer peinlicher. Der Kuppeleiparagraph wurde erst Ende der sechziger Jahre gestrichen. Und die meisten Mediziner, zumindest viele offizielle Vertreter unseres Fachs, protestierten nicht gegen diese Verlogenheit – im Gegenteil, sie identifizierten sich voll und ganz mit dem Standpunkt der Juristen. Als ich im Sommersemester 1956 erstmals eine Vorlesung hielt, in der auch die Sexualität in psychoanalytischer Sicht behandelt wurde, da sagte mir ein renommierter alter Ordinarius: „Sie sind doch ein ganz vernünftiger Psychiater, Sie haben es doch nicht nötig, sich mit diesem Schweinkram zu befassen“. Die Psychoanalyse wurde eben wegen der Betonung des Gewichts der Sexualität als purer Schweinkram in wissenschaftlichem Gewande angesehen.

Nun, hier hat sich inzwischen ja einiges geändert. Dennoch: Die Möglichkeit eines vorurteilsfreien medizinischen Dialogs über Sexualität stößt auch heute noch oft an enge Grenzen, vor allem dann, wenn sexuelle Randbereiche zur Diskussion stehen. So war in meiner Generation jahrzehntelang kaum Verständnis zu erwarten, wenn das Thema Homosexualität zur Sprache kam.

Etwa um 1960 startete der Hamburger Ordinarius Bürger-Prinz, damals unter den Psychiatern ein einsamer Vorkämpfer der Sexualmedizin, mit einer großen Unterschriftenaktion eine Offensive gegen den § 175, der Homosexualität unter schwere Strafen stellte. Ich habe mich damals daran beteiligt, erinnere mich aber sehr gut, dass nicht wenige Kollegen die Unterschrift verweigerten. Für sie war die Kriminalisierung der Homosexualität ganz in Ordnung. Als ich in den achtziger Jahren einmal in einem Kreis von Kollegen verschiedener Fachrichtungen über meine Begutachtung von Transsexuellen sprach, stieß ich nicht nur auf Unverständnis und ethische Bedenken, sondern auch auf eine massive aggressive Ablehnung, die bis zur persönlichen Beleidigung ging. Meine Gutachtertätigkeit sei Beihilfe zur Verstümmelung kranker Menschen, sei unverantwortbare Körperverletzung; die Justiz und auch die Bundesärztekammer hätten total versagt, als das Transsexuellengesetz zur Diskussion stand.

Im medizinischen Dialog über Sexualität ist das Thema der Geschlechtszugehörigkeit nicht auszuklammern. Das Bild der Frau wurde im Hinblick auf ihre Sexualität bis in die jüngste Vergangenheit wesentlich bestimmt durch unsere männlich-patriarchalische Tradition. Auch im medizinischen Dialog. Und Freud macht da keine Ausnahme. Seine Vorstellung von der Entwicklung der sexuellen Identität der Frau ging ja davon aus, dass Jungen und Mädchen von Geburt an beide „männlich“ sind. Jungen bleiben so, für Mädchen beginnt dann aber der schwere Weg in die „Weiblichkeit“. Für sie bedeutet die Entdeckung der Penislosigkeit eine große Enttäuschung, sie fühlen sich wertlos, unvollständig und begehren von nun an den Penis, – nicht so sehr als Lust-objekt, sondern eben um vollständig zu werden, um sich zu komplettieren. Der berühmt-berüchtigte „Penisneid“.

Dieses abstruse Bild der sexuellen Entwicklung dominierte lange Zeit in den medizinischen Dialogen über weibliche Sexualität und wurde erstaunlicherweise auch von führenden Psychoanalytiker*innen*

vertreten. Lampl de Groot, eine bedeutende Analytikerin, schrieb noch vor wenigen Jahrzehnten, in der weiblichen Liebeseinstellung zum Mann sei kein Platz für Aktivität. Wörtlich: „Frauen, die Männer aktiv lieben, sind männlich". In der Negierung der weiblichen Eigenständigkeit verstieg sie sich bis zu der Behauptung: „Die Liebe, die sie in der Mutterrolle entfalten, ist aktiv und somit mit Männlichkeit verknüpft". Und Marie Bonaparte, Mitherausgeberin von Freuds Werken, schrieb, Frauen müssten akzeptieren, dass ihnen die passive und masochistische Haltung biologisch vorgeschrieben sei.

Wie himmelweit entfernt sind diese Auffassungen der weiblichen Sexualität doch von den großartigen und aus heutiger Sicht modernen Einsichten Wilhelm von Humboldts! Er hat ja – ohne Unterschied bei Mann und Frau – der Geschlechtlichkeit eine fundamentale Bedeutung in unserem Seelenleben beigemessen. Dabei sah er natürlich die unterschiedlichen Sexualstrukturen von Mann und Frau, aber nicht – wie Freud – mit eindeutiger Subordination der weiblichen Sexualität, sondern in absoluter Eigenständigkeit und Gleich-wertigkeit. Und in der liebevollen Vereinigung bildet sich – wie Humboldt sagt – die „wunderbare Einheit der Natur", das „unermessliche Ganze", das etwas Neues darstellt und weit mehr ist als eine Summierung männlicher und weiblicher Anteile und Möglichkeiten. Ein Menschenbild, das erst mehr als hundert Jahre später Eingang gefunden hat in den medizinischen Dialog! Humboldt hatte erkannt, dass die vorgegebenen Rollen der Geschlechter eine Schranke darstellen, die (Humboldt wörtlich) „von der Summe der Anlagen [...] immer eine große Anzahl einseitig ausschließt".

„Einseitig ausschließt" – das bedeutet, dass Anlagen, Entwicklungs- und Erlebnismöglichkeiten ausgeschlossen werden, die traditionell dem jeweils anderen Geschlecht zugeordnet werden. Von Kindheit an bestimmen geschlechtstypische Stereotype Umgang und Erwartungen: ein Junge weint nicht, ein Mädchen tut so etwas nicht. Erst in den letzten Jahrzehnten ist im Dialog die ganze Breite des „androgynen Menschseins" (Bräutigam) als Zielsetzung thematisiert worden, ja man spricht sogar von einer „androgynen Revolution" (Badinter), in deren Folge Frauen und Männer die einseitig ausgeschlossenen Anlagen und Möglichkeiten – traditionell als weiblich bzw. männlich etikettiert – leben und erleben, ohne dabei ihre Identität aufzugeben. Nach Kernberg, einem der bedeutendsten Psychoanalytiker der Gegenwart, ist die Grundvoraussetzung erfüllter Sexualität eine „komplementäre Identifizierung", die besagt, dass beide Partner sich wechselseitig mit diesen „ausgeschlossenen" Anlagen empathisch identifizieren.

Humboldts Einsichten, die so modern anmuten, sind wohl auch dem Umstand zu verdanken, dass seine eigene Sexualität keineswegs unproblematisch war. Aus seinen Tagebuchaufzeichnungen ist zu ersehen, dass es bei ihm „in rebus sexualibus" krasse Widersprüchlichkeiten gab, die diesen großen Geist motiviert haben dürften, sich auch aus eigenem Erleben mit dem Thema Geschlechtlichkeit so eingehend zu beschäftigen. Er hatte aber die Größe, nicht auszuweichen, nicht zu verdrängen, sondern in kritischer Distanzierung und Selbstbesinnung Einsichten zu gewinnen, mit denen er seiner Zeit weit vorausgeeilt war.

Der medizinische Dialog über Sexualität betrifft ja auch die Arzt-Patient-Beziehung. Und hier begegnen wir großen Tabus, wenn mögliche sexuelle Aspekte in dieser Beziehung angesprochen werden. Meine Erfahrungen basieren hier vor allem auf Erlebnisse und Beobachtungen, die ich in Lehranalysen, Selbsterfahrungsgruppen und Supervisionen machen konnte. Wurde auch nur ganz behutsam die Frage angerührt, ob z. B. im Umgang mit einer attraktiven Patientin nicht auch sexuelle Vorstellungen, Phantasien und Wünsche aufgetreten seien, dann erfolgte im Allgemeinen zunächst empörtes Unverständnis: „Als Patientin ist sie für mich doch nur ein kranker Mensch, keine mögliche Sexualpartnerin". Erst später, wenn sich eine engere vertrauensvolle Beziehung zum Supervisor entwickelt hatte, wurde zögernd von sexuellen Wünschen und Phantasien berichtet.

Ferner war dann oft zu erfahren, dass im Dialog zwischen Arzt und Patient die Sexualität total oder doch weitgehend ausgeklammert worden war – und das sogar bei Psychiatern und Psychotherapeuten. Für mich war es in Supervisionen immer wieder überraschend, welch große Mühe viele Kolleginnen und Kollegen haben, die simpelsten sexuellen Sachverhalte überhaupt anzusprechen und zu erfassen. Zu denken wäre da an Masturbation, Orgasmusfähigkeit, Ejakulationsprobleme, ganz zu schweigen von Phantasien oder Praktiken, die als deviant angesehen werden könnten. Wie sehr und wie lange der medizinische Dialog in dieser Hinsicht belastet und eingeengt war, und wie spät hier eine Neuorientierung erfolgte, mag eine Kleinigkeit am Rande veranschaulichen. Im Lehrbuch der Psychiatrie, das Gruhle herausgegeben hat, ist noch 1952 zu lesen, oral-genitale Kontakte seien „ekelerregende Abweichungen von der normalen Methode des Aktes".

Nicht selten besteht eine merkwürdige Widersprüchlichkeit zwischen der allgemeinen Liberalisierung der Sexualität (ich denke da z.B. an die Freizügigkeit in den Medien) und der Verdrängung bzw. Tabuisierung im medizinischen Dialog zwischen Arzt

und Patient. Vor einigen Monaten kam eine Studentin zu mir in Behandlung, die drei Monate lang in der Borderline-abteilung einer Universitätsklinik behandelt worden war – ohne Erfolg. In ihrem Krankheitsbild nahmen ihre lesbische Orientierung und – ganz aktuell – eine konfliktreiche Beziehung einen zentralen Raum ein. Dieser entscheidend wichtige Aspekt war in der Klinik überhaupt nicht erfasst und angesprochen worden. Auch in dem voluminösen Arztbrief, der nur so strotzte von Testergebnissen und hochwissenschaftlich klingenden Theoriekonzepten, wurde die Sexualität mit keiner Silbe erwähnt.

Offensichtlich ist es auch heute noch für viele Mediziner ein Problem, im anamnestischen Dialog locker und unbefangen die Sexualität anzusprechen. Als Ausweg bieten sich da Tests und Fragebögen an. Die Testgläubigkeit, besonders verbreitet bei Psychologen, und das naive Vertrauen in die Aussagekraft von Fragebögen nehmen dabei oft groteske Ausmaße an. Dazu kann man nur sagen „Sancta simplicitas“ – die wirklichen bewussten Vordergründe und unbewussten Hintergründe der Geschlechtlichkeit sind nur im behutsamen Dialog zu erfassen. Wilhelm von Humboldt schrieb, man müsse sich in das Innere der Person hineinversetzen, mit der man zu tun habe, um mehr als eine zusammenhanglose Aufzählung äußerer Ereignisse zu erhalten. Wiederum wäre hier zu sagen: Wie modern! Von Humboldt hat hier bereits große Schritte getan in die Richtung einer Tiefenpsychologie, die sich eben nicht damit begnügt, sich allein im Flachwasser einer deskriptiven Phänomenologie zu bewegen.

Der Terminus Dialog besagt ja, dass Sachverhalte, Probleme und Theoriekonzepte durch Rede und Gegenrede anschaulich gemacht und einer Klärung zugeführt werden. Und die Gegenrede als essentieller Kern des Dialogs fehlte (und fehlt weitgehend auch heute noch!), wenn es um die Behandlung der Sexualität im medizinischen Raum geht. Immer noch schwebt hier für viele mehr oder minder unausgesprochen die alte These des Psychiaters Gruhle im Raum, nach der die Sexualität eine Art Fremdkörper in der Persönlichkeit ist, ohne bindende Bezüge zu den übrigen Seiten des Seelenlebens. Humboldt hat zu einer Zeit, in der sich die Geisteswissenschaften nicht ohne eine gewisse Hybris von den Naturwissenschaften abgrenzten, aus seinen Studien zur Geschlechtlichkeit ein Menschenbild abgeleitet, in dem die Sexualität den gebührenden Raum einnimmt. Wie Piet Nijs, einer der führenden Fachvertreter der Sexualmedizin auf europäischer Ebene, bei der Gründung der Stiftung sagte, kann der medizinische Dialog über Sexualität im Sinne Wilhelm von Humboldts beitragen zu einer Rehumanisierung der immer einseitiger technisch werdenden Medizin. Humboldts Vermächtnis an die nachfolgenden Generationen ist nicht zuletzt, die Isolierung der Sexualität im psycho-physischen Gesamt der Persönlichkeit zu überwinden und damit in seinem Sinne zu einer integrativen ganzheitlichen Betrachtung des Menschen zu gelangen – das ist die Voraussetzung für einen medizinischen Dialog, der dem Wesen und auch der Würde des Menschen gerecht wird.

Laudatio anlässlich der Verleihung des Stiftungspreises der Wilhelm-von-Humboldt-Stiftung an Prof. Kurt Müller-Vollmer

Margy Gerber

Sehr geehrter Herr Dekan,

geschätzte Mitglieder und Freunde der Wilhelm von Humboldt-Stiftung,

sehr geehrter Professor Völkel,

sehr geehrter Professor Müller-Vollmer –

lieber M-V, wie Ihre Studenten Sie seit vielen Jahren abkürzend, und gleich liebe- und respektvoll nennen.

Als eine von denen, die Sie M-V nannten und nennen, ist es mir zugefallen, Sie hier und heute vorzustellen.

I.

Anfang der 50er Jahre, 1953, verschlug es den deutschen Studenten der Geisteswissenschaften Kurt Müller-Vollmer, wie manch andere Deutsche in der Nachkriegszeit, in die USA, wo er bis heute wohnhaft und tätig geblieben ist. 1928 in Hamburg geboren, hatte er in Köln das Abitur abgelegt und an der Kölner Universität einen vorläufigen Studienabschluß gemacht. Seine Fächer, schon damals bezeichnend für die Vielfalt seiner Interessen und zukunftsweisend für seine spätere Forschungstätigkeit waren Geschichte, Philosophie, Germanistik, Romanistik. An der Brown University in Rhode Island kam ein weiteres Fach hinzu: Amerikanistik, ein Studium, das er mit einer Magisterarbeit über amerikanische Geschichte abschloß. 1956 ging Müller-Vollmer nach Kalifornien, an die Stanford University in Palo Alto, wo er 1962 in Germanistik und Humanities, letzteres damals wie heute ein äußerst breitgefächertes interdisziplinäres Studium,

mit einer Dissertation über Wilhelm Diltheys Poetik promovierte.

An der Stanford University sollte er die nächsten 50 Jahre verbringen – bis heute – als hoch angesehener Professor of German Studies and Humanities, als ein engagiertes Lehrer (M-V halt) und Geisteswissenschaftler erster Güte. Obwohl er seit 1995 emeritiert ist, hat seine Lehrtätigkeit kaum nachgelassen und seine Forschertätigkeit ist noch größer geworden.

Heute wird Professor Müller-Vollmer der Preis der erst vor einem Jahr gegründeten Wilhelm von Humboldt-Stiftung verliehen. Mir scheint, kein anderer hätte den Preis mehr verdient.

II.

In einem Beitrag zur Stanford Encyclopedia of Philosophy listet Müller-Vollmer die intellektuellen Interessen und Anliegen Wilhelm von Humboldts auf: Philosophie, Aesthetik, Literatur, Linguistik und Sprachphilosophie, Anthropologie, Ethnologie, politische Theorie, Bildungstheorie, Hermeneutik. Die Liste von Müller-Vollmers Forschungsgebieten ist ähnlich lang und vielfältig, und zudem in der inhaltlichen Ausrichtung der Humboldts nicht unähnlich. Auffallend bei beiden ist die Multi- und Interdisziplinärität – ein M-V-Zitat: „Interdisziplinärität ist eine Disziplin!“ Beide kennzeichnet das Überschreiten nationaler und ethnisch-kultureller Grenzen, sowie das Wissen um die Komplexität kulturellen Schaffens und der Versuch, kulturellen Erscheinungen auf den Grund zu gehen. Nicht zuletzt bestimmt beide ein hermeneutischer Ansatz ihres Denkens.

III.

Es gibt nur schwerlich einen anderen, der mit dem breiten Spektrum von Humboldts Werk so vertraut ist wie Kurt Müller-Vollmer, der sich seit über 40 Jahren mit Humboldt beschäftigt. Mit seinem ausgewiesenen fundierten Wissen war und ist er in der Lage, die Größe von Humboldts Denken nicht nur neu zu erkennen, sondern auch Humboldts Einfluß auf die verschiedensten Wissensgebiete bis in die unmittelbare Gegenwart hinein abzustecken. In der Vielfalt von Humboldts Interessen hat Müller-Vollmer Zusammenhänge und überbrückende Grundsätze und Überzeugungen ausgemacht, z. B. Humboldts grundlegenden anthropologischen Ansatz, der dem Titel nach das Thema von Müller-Vollmers heutiger Rede sein dürfte.

Den Höhepunkt seiner Beschäftigung mit Humboldt bildete für Müller-Vollmer seine nach jahrelanger Spurensuche erfolgte Entdeckung und Zusammenstellung des bis dahin unbekannten sprachwissenschaftlichen Nachlasses Humboldts, einer Materialsammlung zu mehr als 200 Sprachen der Welt. Ein von Müller-Vollmer kommentiertes Verzeichnis dieses sprachwissenschaftlichen Materials erschien 1993 und leitete das Projekt einer historisch-kritischen Ausgabe von Humboldts gesamten sprachwissenschaftlichen Arbeiten ein. Die Ausgabe, die an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften angesiedelt ist – mit Müller-Vollmer als spiritus rector und Hauptherausgeber – ist auf 20 Bände konzipiert, die ersten sind schon da.

IV.

Professor Müller-Vollmer hat sich um Wilhelm von Humboldt außerordentlich verdient gemacht.

Ich stelle mir vor, daß bei der Verleihung des Preises an ihn, die jetzt erfolgen wird, Wilhelm von Humboldt auf seinem hohen Sessel am Haupteingang der Humboldt-Universität zufrieden mit den Augen zwinkert und Bruder Alexander nebenan ein wenig neidisch zu ihm hinüber schielt.

„Die Verknüpfung unsres Ichs mit der Welt“ – Wilhelm von Humboldt und die Wissenschaften vom Menschen

Kurt Mueller-Vollmer

Sehr verehrter Herr Dekan Coy, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Kolleginnen und Kollegen, liebe Freunde! Ich bedanke mich für den so herzlichen Empfang und die freundschaftlichen Worte von Margy Gerber, welche unsere vergangene gemeinsame akademische Erfahrung in Kalifornien noch einmal lebendig werden ließen. Nicht zuletzt aber möchte ich der *Wilhelm-von- Humboldt Stiftung,* ihrem Kuratorium und ihrem Vorstand und dem Gastgeber unserer heutigen Veranstaltung, der Berliner *Humboldt Universität*, meinen aufrichtigen und tief empfundenen Dank ausspre-

chen, für die große Ehre, die mir mit der Verleihung des Wilhelm-von Humboldt Stiftungpreises heute zuteilgeworden ist. Ich erblicke darin vor allem ein hoffnungsfreudiges Zeichen, dass dem bedeutenden wissenschaftlichen Werk Wilhelm von Humboldts endlich die ihm gebührende Achtung geschenkt wird – und das nicht etwa aus bloßem antiquarischem Interesse oder aus Gründen der historischen Gerechtigkeit. Meine Bemerkungen heute wollen daher Ihre Wißbegierde und auch Ihre Neugierde dafür erwecken, daß sich im Werk Wilhelm von Humboldts noch manches Unentdecktes oder bisher kaum Beachtetes finden läßt. Genauer gesagt, sie zielen darauf ab, eine Seite dieses Werks kurz zu beleuchten, die für unsere Gegenwart von besonderem Belang ist, weil sie es erlaubt, die sich uns heute wieder einmal so virulent stellende Problematik der Beziehung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften von einer ungewohnten, aber wie mir scheint, für unsere Gegenwart doch äußerst relevanten Perspektive her anzugehen.

Obschon das wissenschaftliche Werk Wilhelm von Humboldts im neunzehnten Jahrhundert, wie auch noch in einem Großteil des zwanzigsten, in der deutschen Sprachwissenschaft ebenso wie in anderen Disziplinen, wenn überhaupt, dann nur bruchstückhaft wahrgenommen und rezipiert wurde, hat es dennoch eine bemerkenswerte, obzwar bisher wenig beachtete Einwirkung auf die sich herausbildenden Geistes- und Kulturwissenschaften auszuüben vermocht, die sich vor allem in den um die Mitte des neunzehnten Jahrhundert einsetzenden Bemühungen um eine theoretische und methodologische Begründung dieser Wissenschaften aufweisen läßt. An erster Stelle ist hier an den Historiker Johann Gustav Droysen (1808–1888) und seine einflußreiche *Historik (1868)* zu erinnern, ein Werk, in dem es dem Autor um nichts geringeres, als die Grundlegung der historischen Kulturwissenschaften insgesamt ging, sowie um deren philosophische und methodologische Abgrenzung gegenüber den positivistisch kausalmechanich orientierten Verfahrensweisen, wie sie seinerzeit von August Comte inspiriert, in der Kultur- und Literaturgeschichtsschreibung und den Gesellschaftswissenschaften in England, Frankreich und Deutschland zur Anwendung gelangt waren.

An entscheidendender Stelle seiner kritischen Argumentation beruft sich Droysen auf Wilhelm von Humboldt und nennt ihn einen „Bacon für die Geschichtswissenschaften". Humboldt habe nämlich, „den praktischen und den idealen Bildungen des Menschengeschlechts, namentlich den Sprachen nachgehend" deren „geistig-sinnliche Natur" „und die im Geben und Empfangen weiterzeugende Kraft

Kurt Müller-Vollmer während seiner Rede am 22. Juni 2007 in Berlin

ihres Ausdrucks" richtig erkannt[2] Diese Erkenntnis diente Droysen als epistemologischer Anker und Ausgangsposition, von der er es unternahm, alle großen Bereiche der menschlicher Kultur und Geschichte als Gegenstände für das *forschende Verstehen* zu eröffnen, in welchem er das den Geisteswissenschaften eigentümliche Verfahren erblickte.[3]

Neben Droysen aber war es vor allem der Historiker und Philosoph der Geistes-und Kulturwissenschaften Wilhelm Dilthey (1833-1911), der sich auf Humboldt berufen hat, und der bereits in seiner großen Schleiermacher Biographie von 1867-70 die Humboldtsche Sprachauffassung heranzog, um mittels ihrer die ihm als unzureichend erscheinende Position von Fichtes subjektivem Idealismus zurückzuweisen. Humboldt habe nachgewiesen, wie aus der reflektierenden Tätigkeit des Ich, aus der bloßen „inneren Entgegensetzung des Vorstellenden und Vorgestellten", so formuliert es Dilthey, also einem rein bewusstseins-immanenten Vorgang, die Konstitution eines Ich und dessen Weltbezug (Nicht- Ich) überhaupt nicht begreiflich gemacht werden könne. Das Ich „dränge vielmehr von sich aus,

---

[2] Johann Gustav Droysen. *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodenlehre der Geschichte*. Hg. Von Rudolf Hübner. Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 1958, 324.

[3] Zu Droyens grundsäztlicher Kritik an dieser Schule siehe seine Besprechung von H.T. Buckleys History of Civilization in England (1859-61), die in der 1958 Ausgabe der Historik abgedruckt ist, op.cit., 386–405.

in der Sprache seine Vorstellung sinnlich geformt außer sich zu erblicken."[4] Dilthey bezieht sich mit dieser Aussage ausdrücklich auf Humboldts posthume Schrift *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus*. Wir gehen sicher nicht fehl, in Formulierungen wie dieser, bereits die Konturen von Diltheys erst später systematisch entwickelten Begriffen von „Ausdruck" und „Verstehen" auszumachen, die dann eine zentrale Bedeutung in seiner Hermeneutik der Geisteswissenschaften einnehmen werden und von dort her Aufnahme in die Philosophie des zwanzigsten Jahrhunderts, von Heideggers Fundamental Ontologie bis zu Gadamers philosophischer Hermeneutik finden sollten. Wie zuvor Droysen so sah auch Dilthey in Humboldts Sprachbegriff den Schlüssel zum Verständnis der Welt des Menschen, seiner Kultur und Geschichte.

Wie aufschlußreich diese Hinweise auf eine solche verdeckte aber deshalb sicherlich nicht unbedeutende, wenngleich partielle und gewissermaßen über die Hintertreppe verlaufende Humboldt Rezeption in den deutschen Geisteswissenschaften auch sein mögen, so verraten sie uns doch kaum etwas über Humboldts eigenes Verhältnis zu diesen Wissenschaften oder gar den Naturwissenschaften. Um dieses Verhältnis aber ist es uns heute zu tun. Die Schwierigkeiten es genauer zu bestimmen beginnen freilich, sobald wir versuchen Humboldts eigene, ein ungemein weites Feld umspannende Forschungsarbeiten und Studien bestimmten Disziplinen zuzuordnen. Denn diese müßten aus heutiger Sicht sehr unterschiedlichen Disziplinen und Subdisziplinen zugewiesen werden. So etwa der politischen Theorie und Politikwissenschaft, der Literaturkritik und Literaturgeschichte, der klassischen Philologie, der Anthropologie, Geschlechtskunde, Philosophie, Ästhetik,Geschichts-und Kulturtheorie, aber auch der Hermeneutik, Ethnologie und Linguistik mit ihren zahlreichen sehr unterschiedlichen Anliegen, aber auch der Romanistik, Indologie, Sinologie, der Altamerikanistik, Südostasienforschung, wie der Verfassungsgeschichte, Erziehungs- und Bildungswissenschaft – die Grenzen sind hier meist fließend, und manche Texte lassen sich ohne weiteres gleich mehreren Fachrichtungen zuordnen. Was aber hält diese Vielfalt zusammen? Als Humboldt gegen Ende des 18.Jahrhunderts, seine frühen grundlegenden Schriften verfaßte, existierte die uns heute geläufige disziplinäre Einteilung noch nicht, und so ist es sicherlich kaum verwunderlich, wenn er dort nicht, wie wir es heute gewohnt sind, aus der Sichtweise und im Rahmen einer bestimmten Disziplin argumentiert und vorgeht. Dem aufmerksamen Leser kann es jedoch nicht entgehen, daß es in diesen frühen Texten stets um grundsätzliche Probleme der im Entstehen begriffenene Humanwissenschaften geht, jener Gruppe von Disziplinen, die im Verlaufe des 19.Jahrhunderts an den modernen Universitäten eine institutionelle Heimstatt findend, sich in den Staaten der westlichen Welt herausbildeten und für die Dilthey zuende des Jahrhunderts in Deutschland als bewußtes Equivalent für den im Englischen von John Stuart Mill in seiner Logik gebrauchten Ausdruck „the moral sciences" den Terminus Geisteswissenschaften eingeführt hat.[5] Humboldts Untersuchungen bewegen sich nämlich dort in einem äußerst produktiven Zwischenbereich, in einem schöpferischen Hin und Her zwischen philosophischer und wissenschaftlicher Fragestellung und einer sich dadurch von unterschiedlicher Warte her auftuenden Empirie. In Schriften wie „Religion und Staatsverfassung", „Über die Gesetze der Entwicklung menschlicher Kräfte", „Über den Geschlechtsunterschied", „Über Staatsverfassungen", den „Plan einer ergleichenden Anthropologie" oder „Das achtzehnte Jahrhundert" bilden sich diejenigen Begriffe und Leitideen heraus, welche das Fundament von Humboldts gesamten philosophischen und wissenschaftlichen Untersuchungen und Forschungen ausmachen

Dieses Fundament läßt sich kurz als eigenständige anthropologische Grundposition kennzeichnen. Sie wird Humboldt dann in der Folge in seinen philosophischen, aesthetischen und sprachwissenschaftlichen Forschungen weiter entfalten, denn sie erlaubte es ihm, ganz unterschiedliche philosophische Positionen und wissenschaftliche Ausrichtungen in einem neuen Ansatz schöpferisch zu verbinden. So gelang es ihm, die Erkenntnisse von Kants transzendentaler Vernunftkritik als auch von Fichtes *Wissenschaftslehre* in seine eigenenen Fragestellungen hinein zu integrieren, wie er dies 1795 in „Denken und Sprechen" für die Sprachphilosophie und 1798 in seinen *Aesthetischen Versuchen* für die Ästhetik und Poetik unter Beweis gestellt hat. Im Mittelpunkt steht dabei seine Überzeugung von der sinnlich-geistigen Einheit der menschlichen Natur, die den überkommenen Dualismus von Körper und Geist hinter sich läßt, und stattdessen die geistige Tätigkeit als unmittelbar aus der Sinnlichkeit entspringend und von ihr getragen auffaßt. Der Weg

[4] Wilhelm Diltrhey. *Leben Schleiermachers,* Bd.1 (Berlin, G. Reimer. 1867–1870) Hg. Von H.Mulert, 2.Aufl., de Gruyter: Berlin 1922: 264.

[5] Dilthey definierte diesen Begriff als „das Ganze der Wissenschaften, welche die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit zu ihrem Gegenstande haben." *Einleitung in die Geisteswissenschaften (1883)*, in *Gesammelte Schriften,* Vandenhoek & Ruprecht: Göttingen 1954, Bd.I, 21.

zur sittlichen Selbstbestimmung, wie dies Kant in seiner Moralphilosophie vom Menschen fordert, führt daher für Humboldt wie auch später für Schiller, der ihm hierin folgen wird, über die Kultivierung (und keineswegs die Unterdrückung) seiner Sinnlichkeit. Schon 1788–89, also noch vor dem Erscheinen von Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790), bezieht Humboldt hier eine über Kant hinausführende Position, wenn er das Ästhetische als Geist und Sinnlichkeit vermittelnden dritten Zustand bestimmt, als das Resultat einer dynamischen Beziehung zwischen beiden Seiten der menschlichen Natur. Aus diesem Grund läßt sich für ihn diese menschliche Natur weder allein aus der Sinnlichkeit oder der Geistigkeit erklären, wir haben es vielmehr stets mit einer „Wechselwirkung" zwischen beiden zu tun, die es im einzelnen jeweils zu erforschen gilt. „Wechselwirkung" ist Humboldts Terminus für das sogenannt „neudeutsche" *Interaction,* welches wiederum nichts als eine Übernahme der von dem amerikanischen Philosophen John Dewey eingeführten Übersetzung des deutschen zuerst von Fichte geprägten Terminus der „Wechselwirkung" ist. Die Humboldtsche Grundannahme von der Einheit der physischen und geistigen Natur des Menschen und einer von der Geschlechtlichkeit her sich erschließenden für die menschliche Lebenswelt konstitutiven Ich-Du Beziehung, manifestierte sich für ihn zu allererst in der Sprache, genauer gesagt, in der Rede, also im jeweiligen Akt des Sprechen. Das Sprechen erst stiftet, wie er es formuliert, „die Gemeinschaft zwischen Menschen und Menschen", wobei hier immer vorausgesetzt ist, „daß der Sprechende, sich gegenüber einen Angeredeten von allen Andren unterscheidet".[6] Im Gespräch, in der Wechselrede, sieht Humboldt daher den eigentlichen „Urtypus" der Sprache.[7] In seiner erst vor einigen Jahren aus dem wiederentdeckten sprachwissenschaftlichen Nachlaß veröffentlichten Grammatik des mexikanischen Nahuatl, der klassischen Sprache der Azteken, gibt es eine aufschlußreiche Passage, in der Humboldt argumentiert, daß es nur auf „den ersten Blick" befremde, wenn in dieser Sprache die zweite Person Singular und die erste Person Plural identisch seien. Denn es liege in dem Wir, so gut wie der Begriff des Du, oder eines Dritten., als der des Ich. Der Gebrauch des Wir in dieser Sprache erscheint ihm daher „um so natürlicher, [...] als die einfachste und ursprüngliche Beziehung der Sprache, die auf denjenigen ist, mit dem man spricht."[8]Aussagen wie diese demonstrieren eindringlich, wie gründlich Humboldt in seiner Sprachanschauung mit dem cartesianischen Dualismus und der auf diesem aufbauenden Sprachauffassung gebrochen hat. Humboldt unterscheidet demnach strikt zwischen einer logischen und einer grammatischen Zergliederung der Sprache. Eine nach den Prinzipien der kartesianischen Logik verfahrende Sprachwissenschaft verfehlt notwendigerweise ihren Gegenstand, denn sie verdeckt die wahre Natur der menschlichen Rede, den „Urtypus" der Sprache. In einer strikt cartesianisch konstruierten Grammatik bedarf es daher der zweiten Person des Personalpronomens überhaupt nicht, um die logische Grundstruktur der Sprache zu erstellen. Sowohl die erste als auch die zweite Person werden hier auf den bloßen Subjektbegriff reduziert, wodurch die der Sprache und aller menschlichen Rede wirklich zugrundeliegende Strukuren unbeachtet bleiben und unterdrückt werden.Dagegen setzt sich Humboldt in seiner Sprachwissenschaft eine ihres Gegenstandes angemessenen grammatischen Zergliederung der Sprache als Ziel.[9] Wäre er stattdessen der an der cartesianischen Logik orientierten Forschung gefolgt, so wäre es ihm schwerlich gelungen die konstitutive Funktion des Personalpronomens in zahlreichen nicht europäischen Sprachen aufzudecken.[10]

Wenig bekannt ist die Tatsache, daß nicht allein Alexander von Humboldt sondern auch sein Bruder Wilhelm sich intensiv mit den Naturwissenschaften beschäftigt hat. Zu Alexanders erster Buchveröffentlichung *Ueber die natürlichen Gasarten*[11] schrieb Wilhelm das Vorwort und kannte hernach denn auch keinerlei Vorbehalte, Einsichten und methodische Verfahren der Naturwissenschaften für die Geisteswissenschaften nutzbar zu machen. Allerdings hat er diese nicht blindlings übernommen, sondern seinem Forschungsgegenstand angepaßt und entsprechend abgeändert und weiterentwickelt. Das unterscheidet ihn radikal von dem Positivismus eines August Comte

---

6 Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften*, Hg A. Leitzmann, B. Behr: Berlin 1909-1936, (Nachdruck de Gruyter: Berlin 1968) Bd. 6: 304.

7 Ebd.: 312.

8 Wilhelm von Humboldt. *Mexicanische Grammatik. Mit einer Einleitung und Kommentar.* Hg. von Manfred Ringmacher in *Wilhelm von Humbold Schriften zur Sprachwisswenschaft*. Hg. von Kurt Mueller-Vollmer u.a. Dritte *Abteilung, 2. Band, F.* Schöningh *Verlag:* Paderborn, München, Wien, Zürich 1994: 119.

9 Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften,* Hg. A. Leitzmann, B.Behr, 1909-36, Nachdruck de Gruyter: Berlin 1968, Bd. 6, S. 305

10 Siehe hierzu besonders die Akademieabhandlung von 1829, „Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit den Pronomen", die zu den bedeutendsten von Humboldts sprachwissenschaftlichen Ar-beiten gehört. Gesammelte Schriften, Bd. 6: 304–30.

11 Alexander von Humboldt, *Ueber die unterirdischen Gasarten und die Mittel ihren Nachtheil zu vermindern: Ein Beytrag zur Physik der praktischen Bergbaukunde*. Braunschweig 1799.

und dessen Anhänger im 19.Jahrhundert, die blindlings eine auf kausalmechanische Formelhaftigkeit reduzierte Newtonische Physik zum allein gültigen Modell von Wissenschaftlichkeit erkürt hatten.

Es unterscheidet ihn aber auch von Linguisten wie August Schleicher (1821-1861), für den die Sprachen als eine Art biologischer Lebewesen dem Reich der Natur angehörten und somit einzig den von Darwin aufgestellten Gesetzen der Evolution unterlagen.

Wissenschaftsauffassungen wie diese beruhten für Humboldt auf philosophisch wie faktisch falschen Annahmen, die bereits im Ansatz die Eigenart ihres Gegenstandes verfehlten. Denn die Sprache läßt sich für Humboldt ebenso wenig aus einem bloß biologischen Ursprung erklären, als sie ihm ein reines Erzeugnis des menchlichen Geistes sein kann, sondern sie geht wie alle Produkte der Kultur stattdessen aus der ständigen Wechselwirkung beider in der gesellschaftlichen Wirklichkeit hervor.

So hat er nicht nur die romantische Vorstellung von einer Ursprache verworfen, sondern sich auch gegen die von den Brüdern Grimm gehegte Ansicht von den Sprachen als quasi lebenden Organismen ausgesprochen. In welch fruchtbarer Wechselwirkung dagegen bei Humboldt Natur-und Geisteswissenschaften zu einander standen, läßt sich an der Herausbildung und der Verwendung des für seine sprachwissenschaftlichen Forschungen zentralen Begriffs des sprachlichen Typus eindrucksvoll aufzeigen. Im Jahre 1794 hatte sich an der Universität Jena um den Anatom Justus Loder eine kleine Studiengruppe zusammengefunden. Sie bestand aus niemand anderen als den Brüdern Humboldt und dem Weimarer Staatsminister Goethe.

Man wollte sich gemeinsam mit der gerade im Entstehen begriffenen Disziplin der allen äusserst vielversprechend erscheinenden vergleichenden Anatomie beschäftigen. In regem Austausch der Gruppe entwickelte Goethe unter Mitwirkung von besonders Wilhelm von Humboldt seinen Begriff des anatomischen Typus, der ihm dann die Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen ermöglichte. Später hat Goethe diesen Begriff in die Botanik eingeführt und zur Basis seiner Morphologie der Pflanzen gemacht.

Humboldt übernahm in seinem „Plan zu einer vergleichenden Anthropologie“ zunächst die vergleichende Methode[12] und modifizierte sie entsprechend, wohingegen der Begriff des Typus dort noch unentwickelt blieb. Erst zwei Jahrzehnte später auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft, trat dieser Begriff dann in den Vordergrund. Denn gesucht war jetzt eine wissenschaftlich haltbare Basis für die neue allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft, wie sie Humboldt konzipiert hatte und an deren Verwirklichung er nach der Entlassung aus dem Staatsdienst 1819 den Rest seines Lebens konsequent arbeitete. Eine solche Basis aber konnte, wie Humboldt schon bald feststellte, die traditionelle allgemeine oder philosophische Grammatik nicht bieten, die bisher als Norm gegolten hatte, nach welcher man die Sprachen der Welt beschrieben und bewertet hatte.

Denn diese angeblich allgemeine Grammatik sei, so sah es Humboldt, in Wahrheit nach den Strukturen und Begriffen der lateinischen und französischen Sprachlehren konstruiert worden, was dann zur Herstellung und der Verbreitung von Grammatiken geführt habe, welche die wirkliche Struktur und Eigenart vor allem der nicht europäischen Sprachen entstellt hatten, da sie diese, „auf das“ wie er es nennt „Prokrustes Bett“ des ihr fremden europäischen grammatischen Systems zwängten.

An die Stelle der überkommenen allgemeinen Grammatik mußte etwas Anders, Neues treten, das die ihm zuerteilte Funktion tatsächlich übernehmen und ausführen konnte.

Dies aber konnte für Humboldt nur der Begriff des Typus leisten. Ähnlich wie zuvor in der vergleichenden Anatomie der Typus als *tertium comparationis* den Vergleich des Knochenbaus unterschiedlicher Lebewesen miteinander erst ermöglichte, sollte der Sprachtypus nun das Grundmodell oder Vergleichsmuster liefern, ohne welches der Sprachforscher sich in endlosen Sprachvergleichen verlieren würde. Wie aber läßt sich ein solcher allgemeiner Sprachtypus erstellen?

Da die Sprache für Humboldt keinen einfach daliegenden Stoff darstellt, eine Masse von Worten, sondern wesentlich eine Tätigkeit, genauer formuliert, eine *Verrichtung* (weniger präzise heute neudeutsch: *Performance*) ist, bei der sich die psychisch-geistige und die physische Seite des Menschen ständig durchdringen, kann ein solcher Typus nicht aus den vorgefundenen Worten und Redeformen, bereits einem Erzeugnis, also Produkten der Sprache, abgelesen werden.

Sprachliche Form ist vielmehr eine zeugende, formgebende Form, eine „forma formans.“ „In jeder Sprache wiederholt sich derselbe geistige Prozeß“, so schreibt Humboldt in seiner großen, dem allgemeinen Sprachtypus gewidmeten Abhandlung, „Kräfte, Mittel und Erfolge sind einander gleich und ungleich, als die menschlichen körperlichen und geistigen Sprachanla-

12 *Gesammelte Schriften*, Hg. Albert Leitzmann, B. Behr: Berlin 1907, Bd.1: 377–410.

gen Verschiedenartigkeit innerhalb der von der Natur gesteckten Grenzen erlauben."[13]

Dem allgemeinen Sprachtypus kann daher keine bestimmte natürliche Sprache je entsprechen, sondern er repräsentiert den Inbegriff der allen Sprachen gemeinsamen Regeln und Elemente der bei der Erzeugung der Rede ins Spiel kommenden Verfahrensweisen, also das, was eine jede Sprache eigentlich zur Sprache macht. Er ist demnach,. um es etwas anders und moderner auszudrücken, kein substantiver, substanzhafter, sondern vielmehr ein generativer Begriff. Wie aber Humboldt in einer Verbindung von philosophischer Reflexion und empirischer Beobachtung bei der Erstellung dieses allgemeinen Sprachtypus in seinen Untersuchungen im einzelnen verfahren ist, kann hier nicht dargelegt werden. Aufschlußreich dagegen ist für unser heutiges Thema die Tatsache, daß er die von Goethe in seinen Arbeiten zur vergleichenden Anatomie vorgestellten zwei Arten von monographischen Untersuchungen, nämlich eine, die der Beschreibung des anatomischen Baues eines einzelnen Tieres gewidmet ist und eine zweite, die „einen besonderen Theil durch alle Hauptgattungen" durchbeschriebe,[14] für die Sprachwissenschaft modifiziert und nutzbar gemacht hat. So solle die „Sprachkunde„ wie sie ihm vorschwebte, sowohl Monographien über Bau und Beschaffenheit der einzelnen Sprachen erstellen als auch einzelne Teile des Sprachbaus, z.B. das Verbum, „durch alle Sprachen hindurch" verfolgen.[15] Humboldt selbst hat in seiner Sprachwissenschaft beide Forschungsarten mit großem Erfolg vorangetrieben. Neben Grammatiken, etwa des Baskischen, des mexikanischen Nahuatl, des Quetschua oder des Alt-Javanischen Kawi stehen bahnbrechende, mustergültige Untersuchungen wie über den Dualis, das Personalpronomen und die Lautsysteme Süd-und mittelamerkanischer Eingeborenensprachen.

Ich hoffe, meine sehr verehrten Damen und Herren, Sie können es mir dieses eine Mal verzeihen, wenn ich mit diesen letzten Ausführungen und der dazu vermutlich schon allzu technisch daher kommenden Diskussion Humboldtscher Begriffe und Unterscheidungen, Ihre Geduld bereits über die Gebühr strapaziert habe. Zu meiner Entschuldigung kann ich nur vorbringen, daß es mir darum zu tun war, an einem Punkt wenigstens exemplarisch aufzuzeigen, wie Humboldt mit der ihm eigenen Sichtweise Natur-und Geisteswissenschaften schöpferisch zu verbinden verstand, ohne je dabei der Versuchung zu erliegen, es gelte die Verfahrensweise der einen gegen die der anderen auszuspielen und absolut zu setzen, was bekanntlich allemale nur auf Kosten des Forschungsgegenstandes geschehen kann. Vielleicht könnte er in genau diesem Punkt sogar der modernen Hirnforschung oder Bioethik noch einige Hinweise geben. Sie sehen, es gibt im Werk Wilhelm von Humboldts noch immer Entdeckungen zu machen, denen es sich unbedingt lohnt, einmal konsequent nachzugehen.

---

13 Willhelm von Humboldt, *Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus*. Hg. von Christian Stetter, Philo Verlag: Berlin und Wien 2004: 42.

14 *Goethes Werke,* Hamburger Ausgabe *Die Schriften zur Naturwissenschaft,* Wegner Verlag:Hamburg,1955, Bd.13: 173.

15 Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften,* Bd.4: 11–12.

Adressen der Redner

Prof. Dr. Wolfgang Coy, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Informatik, Unter den Linden 6, 10099 Berlin

Prof. Dr. med. Dr. phil. Klaus M. Beier, Institut für Sexualwissenschaft und Sexualmedizin, Universitätsklinikum Charité, Freie- und Humboldt-Universität zu Berlin, Luisenstr. 57, 10117 Berlin

Prof. Dr. med. Henner Völkel, Waitzstr. 52A, 24105 Kiel

Prof. Dr. Margy Gerber, Taunusstraße 8, 12161 Berlin

Prof. Dr. Kurt Müller Vollmer, Department of German Studies, Stanford University, 450 Serra Mall Building 260, Room 212, Stanford, CA 94305-2030, USA